

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 268.

Freitag, 9. Oktober.

1931.

Spur auf der „Atlanta“ / Roman von Werner E. Hinz.

(14. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Sie hatten Glück. Annja befand sich allein in dem elegant ausgestatteten Raum. Mit einem erstaunten Kopfnicken begrüßte sie die beiden Männer, in denen sie den Borddetektiven und den sonderbaren russischen Professoren erkannte.

„Entschuldigen Sie die Störung!“ begann Hesselkamp gleich beim Eintreten. „Wir sind gekommen, um einige Fragen an Sie zu stellen, die vielleicht zur Klärung des Verbrechens dienen können, dem Ihr Diener zum Opfer gefallen ist.“ Dann bemerkte er den befremdeten Blick, mit dem die Komtesse den verkleideten Senius musterte.

„Gestatten Sie übrigens, daß ich bekannt mache —“ unterbrach er sich hastig und deutete auf seinen Kollegen, der sich mehr im Hintergrund gehalten hatte: „Das hier ist Herr Gregius, der als . . .“ er zögerte einen Augenblick lang — . . . als Professor der Rechtswissenschaften an der Universität von Moskau sich für diesen Fall interessiert und mir bei meinen Untersuchungen seine freundliche Hilfe leiht!“

Annja konnte sich eines sonderbaren Gefühls diesem ihr immer ein wenig unheimlich erschienenen Pseudo-Professor gegenüber nicht erwehren. Aber sie bezwang sich und erwiderte seine umständliche Verbeugung mit einem leichten Kopfnicken.

Dann deutete sie auf zwei Stühle in der entfernten Ecke der Kabine: „Bitte, nehmen Sie doch Platz, meine Herren. — Ich muß Ihnen allerdings gestehen, daß meine Zeit sehr bemessen ist. Ich werde oben im Tee-Raum erwartet. — Aber . . .“

„Ich werde mich so kurz wie möglich fassen!“ wehrte Hesselkamp ab. „Es handelt sich ja eigentlich nur um eine einzige Frage, von deren genauen Antwort allerdings viel abhängt. — Sie erklärten doch gestern bei unserer kleinen Aussprache in der Kabine des Kapitäns, daß Sie, gnädigste Komtesse, während des Balles Herrn Eken Lundquist ständig im Saale gesehen hätten. — Wollen Sie die Freundlichkeit haben und einmal genau überlegen, ob da nicht auch ein Irrtum möglich wäre?“

In Annjas Augen blitzte eine leise Empörung. „Soll ich das etwa so verstehen, daß Sie gegen Herrn Lundquist einen Verdacht hegen?“

„Aber nein — ich bitte Sie! — Nur — Sie werden begreifen — es liegt mir daran, keine unsicheren Faktoren in meiner Rechnung zu haben. Es dürfte nämlich sonst verdammt schwer sein, ein richtiges Ergebnis zu erzielen!“ beteuerte Hesselkamp und warf dabei Senius, der neben ihm saß, hilfselehende Blicke zu, allein der sah nicht daran zu denken, in die Unterhaltung einzugreifen.

„Es ist gut!“ nickte Annja jetzt. „Es ist ja auch schließlich gleichgültig, welche Gründe hinter ihrer Frage stehen. Tatsache ist, daß Herr Lundquist den Ballsaal nicht verlassen hat.“

„Auch nicht für kürzere Zeit?“ warf der andere ein. Sie schüttelte unwillig den Kopf. „Selbstverständlich habe ich Herrn Lundquist nicht immer beobachtet.“

„Aha!“ machte Hesselkamp und hatte Mühe, seinen Triumph zu verbergen.

„. . . aber das war nur für ein paar Minuten — höchstens fünf, nein, nicht einmal soviel!“

„Um — und ein längerer Zeitraum kommt bestimmt nicht in Frage, Komtesse? Sagen wir mal — eine Viertelstunde zum Beispiel — oder ein paar Minuten mehr oder weniger?“

Annja schien antworten zu wollen, aber der Detektiv erhob abwehrend die Rechte: „Ich bitte Sie, Komtesse, überlegen Sie sich diese Antwort ganz genau! — Es hängt alles davon ab.“

„Da gibt es gar nichts zu überlegen, mein Herr! — Eine Viertelstunde — zehn Minuten sogar wären in diesem Falle unmöglich! Für so lange Zeit hat Herr Lundquist den Ballsaal bestimmt nicht verlassen!“

„Dann —“ Hesselkamp erhob sich mit einem bedauernden Achselzucken — „dann bleibt mir nur übrig, mich zu verabschieden und nochmals um Entschuldigung für die Störung zu bitten! — Haben Sie noch eine Frage auf dem Herzen, Professor?“ wandte er sich an Senius, der gleichfalls aufgestanden war.

Der Gefragte schüttelte schweigend den Kopf.

„Dann — empfehlen wir uns!“ Hastig verließen sie die Kabine.

Draußen auf dem Gange stießen sie beinahe mit einem Manne zusammen, der sich wohl hastig entfernen wollte, nun aber, als er sich entdeckt sah, lächelnd stehen blieb.

„Donnerwetter — Herr Knight —“, stieß Hesselkamp verblüfft hervor. Er hatte den Ingenieur erkannt. „Was machen Sie denn hier?“, fügte er mißtrauisch hinzu.

Der andere begnügte sich mit einem Achselzucken.

„Haben Sie hier etwa den Lauscher gespielt?“ — Wenn Hesselkamp erwartet hatte, daß sich der andere nun entrüstet gegen diese Zumutung wehren würde, dann hatte er sich getäuscht.

William Knight gesiel sich in einem lebenswürdigen frechen Achselzucken: „Was wollen Sie, mein Herr — man hat ja schließlich Interesse für einen Fall, in den man beinahe selbst verwickelt worden wäre —!“

Der Detektiv schien sprachlos. Dann übermannte ihn die Wut: „Aber sagen Sie mal — das gibt Ihnen doch kein Recht, hier an den Türen . . .“

„Dann habe ich mir eben das Recht genommen!“, unterbrach ihn der Ingenieur und machte Miene, seinen Weg fortzusetzen.

„Einen Augenblick, Herr Knight!“ brachte ihn der andere zum Stehen. „Ich habe noch eine Frage an Sie.“

„Aber bitte — aber bitte — genießen Sie sich nur nicht —!“

„Sagen Sie mal, haben Sie schon herausbekommen, wo Kersten Sie während der Zeit Ihrer . . . Bewußtlosigkeit versteckt hat?“

„Nun — im Schrank doch wohl . . .“

„Das ist nicht möglich, mein Herr! — Eine dreitägige Gefangenschaft hinterläßt immerhin Spuren — und von denen war auf dem staubbedeckten Boden des Schrankes nichts zu sehen!“

„Dann unter dem Bett vielleicht — was weiß ich?“

„Dort hätte Sie der Steward gefunden! — Ich will Ihnen das eine sagen, Herr Knight: es gab in der ganzen Kabine keinen Ort, wo man Sie drei Tage lang

hätte verbergen können! — Was haben Sie dazu zu sagen?"

Der Ingenieur lächelte spöttisch überlegen. „Nichts! — Um das herauszubringen, sind ja schließlich die Detektive da! — Und dann dürfen Sie nicht vergessen, daß ich bewußtlos war. Woher soll ich dann wissen, was mit mir geschehen ist?"

Er nickte kurz mit dem Kopf und schritt in der entgegengesetzten Richtung des Ganges entlang.

Dieses Mal hinderte Hesselkamp ihn nicht daran. Unterdrückte Wut hefte in seiner Stimme, als er sich an Senius wandte: „Was sagen Sie zu dem Kerl? — So etwas von Unverschämtheit..."

„Das also war der Mann, dessen Rolle Walter Kersten angeblich gespielt haben soll?" Der andere schüttelte nachdenklich den Kopf. Dann fügte er achselzuckend hinzu: „Ich begreife das Betragen dieses Menschen nicht!"

Hesselkamp riß sich sichtlich zusammen: „Na ja — da haben wir eben wieder einen neuen Verdachtsstand: Daten! — Wenn das so weiter geht, dann werden von den ganzen Leuten auf der „Atlanta" nur wir beide und der Kapitän als die einzig Unbeargwohnten übrig bleiben!"

Senius lachte, ergriff den Arm seines Kollegen und zog ihn mit sich.

„Nun aber etwas wichtigeres. Was sagen Sie zu der Behauptung der Komtesse? — Was sagen Sie dazu?"

„Daß sie unsere ganze schöne Theorie über den Hausen wirft, mein Lieber, das sage ich! Es ist eben nichts mit Ihrem blauen Domino — und der Kapitän wird schon recht haben mit der Behauptung, daß dieser Kersten die Tat auf dem Gewissen hat!"

„Aber ich habe doch den Domino gesehen! Das lasse ich mir nicht ausreden!" beteuerte Senius. „Und da eben nur ein Domino verlihen war..."

„... und da dieser verliehene Domino die ganze Zeit über auf dem Ball war..." unterbrach ihn der andere sichtlich am Ende seiner Selbstbeherrschung. „Wenn das so weiter geht, glaube ich bald an Spuk und Hexerei! — Nein, es gibt nur eins für uns: wir müssen verfluchen, Walter Kerstens habhaft zu werden! Einem Bankräuber ist auch diese Tat zuzutrauen..."

„Und — welche Beweise haben Sie gegen ihn?"

„Die Blutsfeden, — und das Geständnis, die Mordkammer betreten zu haben, — die Kenntnis des Aufenthaltsortes des Schmuckes — das alles schließt sich zu einer Kette..."

„... in der leider ein paar Glieder fehlen! — So zum Beispiel: woher sollte denn Kersten die Schlüssel haben?"

Hesselkamp hielt sich in komischer Verzweiflung die Ohren zu: „Also wollen wir mal Waffenstillstand schließen! — Die nächste Stunde über soll von diesem verdammten Fall kein Wort gesprochen werden! — Dafür gehen wir an die Schiffsbar und trinken einen Dreißtöckigen auf die baldige Ergreifung Walter Kerstens. — Wenn wir den erst haben, dann sind auch die Rätsel gelöst — das fühle ich in den Fingerspitzen!"

„Gottes Segen über Ihre Fingerspitzen!" lachte der andere. „Aber gegen den Vorschlag mit der Bar habe ich nichts einzuwenden — wenn ich mein Glas auch mit einem anderen Wunsche leeren werde..."

„Und eine Stunde lang wird der Fall nicht berührt..."

„Einverstanden!"

Arm in Arm gingen sie die Schiffstreppe hinab.

Daran, daß aus ihrem Vorschlag nichts werden sollte, war weder Senius noch Hesselkamp schuld.

12.

„Bitte sehr —!" Der Mixer schob die randvollen Schwertschalen auf den Bartisch.

„Na — also dann zum Wohl!" Hesselkamp ergriff sein Glas und trank seinem Kollegen zu. Auch Senius goß den scharfen Rikör auf einen Zug hinunter.

„Noch ein Glas?" schlug der Borddetektiv vor.

Der andere schüttelte lächelnd den Kopf. „Lieber

nicht! Es kommt jetzt darauf an, daß man die klare Überlegung nicht verliert!"

Ein Glas wird schon nicht schaden! — Und dann müssen Sie bedenken, daß Sie es drüben in Amerika nicht so gut haben werden! — Also noch eins zum Abgewöhnen!" nickte er dem Mixer zu.

„Oh — ich denke gar nicht daran, in Amerika zu bleiben!", versicherte Senius. „Mit dem nächsten Dampfer geht es nach Europa zurück. Ich bin ja nur Kerstens wegen hier auf der „Atlanta"... aber davon wollten wir ja nicht sprechen!", unterbrach er sich lachend.

In diesem Augenblick steckte der Steward seinen Kopf in den Raum, blickte sich suchend um und atmete erleichtert auf, als er die beiden Detektive bemerkte. Hastig trat er auf sie zu.

„Verzeihen Sie, meine Herren, aber ich suche Sie schon überall! — Der Kapitän möchte Sie sofort sprechen. Er erwartet Sie in seiner Kabine!"

Hesselkamp, der soeben sein zweites Glas geleert hatte, hustete. „Als ob man nicht einen Augenblick Ruhe haben kann..." brummte er verdrießlich vor sich hin und kletterte von dem hohen Barschmel herab.

„Was da nun wieder los sein mag..." Senius war seinem Beispiel gefolgt. Hastig schritten sie jetzt hinter dem Steward her.

„Vielleicht hat er Walter Kersten entdeckt..." mutmaßte der andere, als sie endlich vor der Kabine des Kapitäns angekommen waren. Dann klopfte er.

Siemssen erwartete sie bereits. Im Hintergrund der Kabine stand der Schiffsarzt.

„Na, was gibt es denn nun schon wieder?", fragte Hesselkamp gleich beim Eintreten gespannt. „Eine neue Spur?"

Mit der zigarrenbewaffneten Rechten winkte der Kapitän ab: „Nein, mein Lieber, so dicht gesät sind die neuen Spuren denn doch nicht! — Es handelt sich vielmehr um eine Art von Formalität! — Der Doktor und ich haben nämlich soeben beschlossen, daß wir den toten Diener der Fürstin nicht bis nach New York mitnehmen wollen — aus sanitären Gründen. Heute nacht soll seine Leiche nach Seemannsart dem Meere übergeben werden. Die Fürstin ist mit dieser Maßnahme auch einverstanden..."

„Gut —", unterbrach ihn der andere. „Aber was haben Senius und ich damit zu tun?"

„Sie jedenfalls eine ganze Menge! — Vor allen Dingen müssen Sie eine photographische Aufnahme des Toten machen. Wir werden sie für die amerikanischen Behörden brauchen. — Und dann habe ich mir gedacht, daß Herr Senius, der ja den Ermordeten noch nicht gesehen hat, vielleicht daran interessiert ist, die Leiche selbst einmal zu untersuchen."

Senius nickte hastig. „Da haben Sie recht, Herr Kapitän! — Ich wollte Sie schon darum ersuchen, habe es aber bisher immer vergessen..."

„Und was versprechen Sie sich von einer Untersuchung?", warf Hesselkamp achselzuckend ein.

„Das kann ich Ihnen natürlich jetzt noch nicht sagen. Aber es kann ja doch immerhin möglich sein, daß sich ein Anhaltspunkt ergibt!"

„Na, dann meinethwegen. Warten Sie bitte noch einen Augenblick, bis ich meinen photographischen Apparat aus der Kabine geholt habe. — Kommen Sie auch mit, Kapitän?"

Siemssen schüttelte den Kopf. „Es wird höchste Zeit, daß ich mich oben auf der Kommandobrücke blicken lasse! — Das Wetter macht keinen allzu vertrauensweckenden Eindruck. Aber wir können uns ja — sagen wir mal: in einer Stunde — wieder hier in der Kabine treffen. Dann berichten Sie mir, ob Sie etwas von Wichtigkeit entdeckt haben!"

„Schön!" entgegnete der andere. „Also, dann kommen Sie, Senius. Wir wollen sehen, was sich machen läßt. Ich glaube ja nicht, daß Ihre Untersuchung neue Anhaltspunkte zu Tage fördern wird, aber — man kann ja nicht wissen —"

(Fortsetzung folgt.)

In Eriwan, der armenischen Hauptstadt.

Von Fridtjof Nansen †.

Fridtjof Nansen, der große norwegische Forscher und Menschenfreund, wäre am 10. Oktober 70 Jahre alt geworden. Wir bringen aus diesem Anlaß einen Abschnitt aus seinem denkwürdigen Buch „Betrogenes Volk“ (Verlag F. A. Brodhaus), in dem er als der große Anwalt der Bedrückten und Leidenden im Auftrag des Völkerbundes Armenien durchreiste, um die Hilfsmöglichkeiten für die vielen Tausende armenischer Flüchtlinge zu prüfen.

Abends gab es ein Essen im „Klub“. Das war eigentlich ein großer eingezäunter Platz, an dessen einen Seite eine offene Galerie mit Dach entlang lief; hier aß man an größeren und kleineren Tischen. Auf dem freien Platz war ein asphaltiertes Biered, auf dem einige Jungen und junge Männer fortwährend Rollschuh liefen. Dieses Klubrestaurant war zu allen Tageszeiten, nicht nur jetzt am Abend, sondern auch mittags sehr gut besucht, so daß es oft schwer wurde, Platz zu finden. Beide Geschlechter waren hier vertreten, doch waren die Männer in der Mehrzahl. Alle sauber und gut angezogen, etwa so, wie der Mittelstand in einer der vielen europäischen Fabrikstädte. Einige Damen waren eleganter, doch nicht auffallend gekleidet.

Das Essen und der armenische Wein waren gut, vom Obst nicht zu reden. Es war die Zeit, in der die Aprikosen zu reifen beginnen. Armenien ist ja die Heimat der Aprikosen, sie sind hier so groß und saftig, wie ich sie noch nirgends gesehen habe.

Außerhalb des Zaunes stand eine Schar unglaublich zerlumpter kleiner Jungen und bettelte. Von Zeit zu Zeit jagte ein Kellner sie fort, oder auf dem Platz wurde eine richtige Razzia mit ihnen veranstaltet; aber gleich waren sie wieder da und kletterten den Zaun mit ihren lachenden Lausbuben-geichtern. Sie machten den Eindruck, als führten sie ein völlig sorgenfreies Dasein, und Spuren des Hungers waren auf ihren runden Pausbacken nicht zu entdecken. Kaum wendete man ihnen den Rücken, so griffen die langen Arme schon über den nächsten Tisch und mauserten ein Brot, ein Kotelett oder was in Reichweite lag. Manchmal kletterte einer sogar gewandt wie ein Affe über den Zaun herein und stibitzte einen guten Brocken. Als wir eines Tages vom Tisch aufstanden und weggehen wollten, sah ich, wie die ganze Horde über den Zaun wegkletterte. Ehe man sich dessen versah, hatten sie eine große Schale Aprikosen und alle Schüsseln jeglichen Inhalts entleert, und schwupp waren sie wieder außerhalb des Zauns, ehe die Kellner kamen. Mit Freudengeheul zogen sie über den Platz von dannen, um die Beute zu verzehren.

Viele solcher Jungen hatte man in Kinderheimen unterzubringen versucht. Aber es dauerte nicht lange, dann rückten sie aus und nahmen womöglich noch ein paar andere mit. So lehren sie wieder zu ihrem freien Bagabundenleben auf die Straße zurück. Solange es Sommer ist, leben sie wie Gott in Frankreich; naht der Winter, so kann es freilich schlimmer werden. Aber es heißt ja: „Sehet die Vögel unter dem Himmel“, und vorläufig haben wir Sommer und mehr Hitze, als uns lieb ist.

Später am Abend bekamen wir Musik von einem kleinen armenischen Orchester mit fünf armenischen Gitarren („tarr“ genannt), zwei armenischen Violinen, die man beim Spielen senkrecht auf das Knie gestützt hält, einer armenischen Zither, einem Tamburin und einer Art dumpfer Doppeltrummel. Es wurde armenische Musik gespielt. Volkslieder und Tänze. In allen Stücken herrschte ein straffer, schneller Rhythmus vor, ähnlich einem Tanz- oder schnellen Marschrhythmus. Aber man fühlte den Unterton einer eigentümlichen Wehmut heraus. Am nächsten Vormittag (Freitag, den 19. Juni) hatten wir eine neue Zusammenkunft mit dem Regierungskomitee, um die Höhenverhältnisse der Ebene an Hand des Kartenmaterials und die Berechnungen der armenischen Ingenieure über die vom Fluß geführten Wassermengen zu studieren. Wir einigten uns, mit dem Abendzug abzufahren und am anderen Tag den oberen Teil der Sardabad-Ebene zu untersuchen.

Nachmittags durchreiste ich allein die Stadt. Ich war im Begriff, von meinem Spaziergang heimzukehren, als ein Viktoriawagen mit zwei schönen Pferden in flottem Trab an mir vorbeifuhr und dann haltmachte. Ein Mann, offenbar eine hohe Amtsperson, kieg aus und redete mich in einer unverständlichen Sprache an; an seinen Gebärden begriff ich nur, daß er mich bewegen wollte, mit ihm zu fahren. Wir stiegen ein. Während uns die leuchtigen Pferde in schar-

fer Fahrt zum Hotel brachten, konnten wir uns nur durch unser freundliches Lächeln unterhalten. Beim Aussteigen drückte ich ihm zum Dank die Hand; er fuhr weiter, und ich habe nie erfahren, wer er war.

Der Name Eriwan ist sicher alt und kann wohl von den Chaldäern stammen. Aber die Stadt scheint einem verhältnismäßig jungen Abschnitt der armenischen Geschichte anzugehören; erst nach dem 16. Jahrhundert gewinnt sie einige Bedeutung, vermutlich vor allem durch ihre starke Befestigung. Sie hat daher keine besonders alten Bauten. Die Kirchen sind mit Ausnahme der russischen Kirche klein und nicht weiter interessant. Einige Moscheen sind gut erhalten, doch kaum älter als das 17. Jahrhundert. Die größte, Göl Jami, liegt im Südwesten der Stadt, umgeben von einem schattigen Platz mit mächtigen Ulmen, einem Teich und rieselndem Wasser. — Ein interessanter Bau in Eriwan ist der Palast der persischen Sidarre, der innerhalb der Festungsmauern am Rand der Sanga-Schlucht stand. Aber von den weitläufigen Gebäuden und Harems ist nicht mehr viel übrig, meines Wissens steht nur ein Pavillon, den ich aber leider nicht gesehen habe. Von dort aus soll man eine schöne Aussicht über den Fluß und die Ebene gegen den Ararat hin haben. Das Innere des Pavillons war mit bunten Ornamenten und mit Gemälden auf Leinwand ausgeschmückt, die persische Sidarre, Schahs, Selben und eine Amazone darstellten. Von den Fenstern aus konnte der Sirdar seine Gesichtlichkeit als Schütze üben, indem er den Geseln der unglücklichen Bauern Kugeln durch den Leib jagte, wenn sie auf der gegenüberliegenden Seite des Flusses den verschlungenen Weg zur Brücke herunterkamen, die gerade zu Füßen lag. Hier konnte er sein Auge an den aus Süden kommenden Karawanen weiden, die seine Schatzkammer mit klingender Münze füllten — während nebenan im Harem die schönsten Frauen Georgiens und Kaulasiens seiner harrten. Aber sogar ein persischer Sirdar hat ein Herz. Vom letzten Sirdar von Eriwan wird folgende Geschichte erzählt: Einst kam ein Georgier über den Sanga-Fluß zur Festung, um einen Blick von seiner Braut im Harem des Sirdars zu erhalten.

Als sie ihres Liebsten ansichtig wurde, stürzte sie sich aus dem Fenster über dem Abgrund zu ihm herab und wurde nur durch einen Weidenbusch, der sie im Falle aufhielt, vor dem sicheren Tode bewahrt. Das Paar wurde gefangen, aber der eifersüchtige Herrscher ließ die beiden laufen mit den Worten: „So treu verbundene Herzen soll der Mensch nicht trennen“. Dieser letzte Sirdar starb später verlassen und einsam in einem armseligen Stalle; er nannte nichts mehr sein eigen als die schmutzigen Kleider, die seinen alten Leib bedeckten.

Welt u. Wissen

Tiere, die man nicht vergiften kann. Es gibt in der Natur Vorgänge, für die man bisher noch keine Erklärung finden konnte. So hat man noch nicht ergründen können, wie es kommt, daß einzelne Tiere entweder völlig immun gegen Gift sind oder doch derartige Mengen von Giftstoffen vertragen können, mit denen man viele hundert Menschen vom Leben zum Tod bringen könnte. Der Mensch kann nur ganz geringe Mengen Arsen vertragen. Einzelne Tiere aber, so zum Beispiel Kinder, sind gegen Arsenmengen, die dem Menschen unbedingt tödlich werden würden, völlig unempfindlich. Erst bei dem ansehnlichen Quantum von 20 Gramm kann man ein Kind mit Arsen vergiften. Das giftige Atropin schadet Ratten und Hühnern in kleineren Mengen gar nicht. Erst eine Dosis, mit der man 400 Menschen töten könnte, führt bei einer Ratte den Tod herbei. Ein Igel stirbt — wie in „Welt und Wissen“ berichtet wird — erst bei einer Dosis von 100 mg. und die zur Vergiftung von 6 Menschen dienen könnte, und die vierfache Menge des Sublimats, die einen Menschen unbedingt töten würde, bereitet dem Stacheltier nur Unannehmlichkeiten. Besonders immun gegen Gift scheint die Schnecke zu sein, die ungeheure Mengen Strychnin verträgt. Völlig unempfindlich gegen dieses scharfe Gift sind die Mottenraupen. Mit diesen hat man ein interessantes Experiment vorgenommen. Man setzte sie auf Kleidungsstücke, die zum Teil mit einer Strychninlösung getränkt waren. Die Mottenraupen beachteten die giftigen Teile gar nicht, aber sie stürzten sich mit Vorfreude auf die mit Strychnin bestrichenen Stellen, die sie mit größtem Wohlbehagen verzehrten, ohne daß das Gift ihnen etwas an tat. Auch Mehlmotten scheint Strychninvergiftetes Mehl nicht das geringste anzuhängen.

* **Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte.** Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgenossen nach dem Tode von Johann Willibald Nagl und Jakob Feiler herausgegeben von Eduard Castle. (Verlagsbuchhandlung Carl Fromme G. m. b. H., Wien.) Das große Werk, das sich, dank der Energie des Verlags und des Herausgebers, seinem Abschluß nähert, tritt mit der eben ausgegebenen 8. Abteilung in die Darstellung der letzten Epoche des alten Österreich ein, 1890 bis 1918, die Zeit der Gesellschafts- und Staatskrise. In einer gedrängten Übersicht der politischen Ereignisse, die zum Untergang der österreichisch-ungarischen Monarchie führten, läßt der Herausgeber dieses Trauerspiel noch einmal vor unseren Augen abrollen. Es folgt die Darstellung der Literatur in den Provinzen, die vielfach unabhängig von Wien ihre eignen Wege gingen. Niederösterreich, Wien und das Heanzenland werden an dieser Stelle nur mit Lohaldichtungen im engeren Sinne des Wortes vorgeführt. Einen oft überraschenden Reichtum an bemerkenswerten, wenn auch weniger bekannten und genannten literarischen Erscheinungen bieten die unterrichtenden Übersichten über das geistige Leben in Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Kärnten, Krain, Küstenland. Da das Werk, seinem weitgespannten Rahmen gemäß, auch Zeitungs- und Theatergeschichte einbezieht, kann man nur immer wieder über die Fülle des Stoffes staunen, die der Herausgeber mit seinen trefflichen Mitarbeitern bewältigt hat.

* **Graf Strachwiz, Hubertus Kraft: „Wie ich Priester wurde“.** (Hausen-Verlags-Gesellschaft, Saarlouis.) Es war kein gewöhnlicher Weg, den der lebendige Graf Strachwiz ging, Priester zu werden. Es waren Umwege und, wie der Verfasser offen bekennt, mancherlei Irrwege. Das Buch ist streckenweise ein Bekenntnisbuch. Aber der erste, der ein Bekenntnisbuch schrieb, war ja auch ein Priester: Augustinus. Es führen viele Wege nach Rom. Verwunderlich, wie in dem Weltmenschen Graf Strachwiz immer wieder die Sehnsucht nach dem Heiligtum durchbricht. Zweimal steht der Referendar Strachwiz an, das heimlich geliebte Ziel zu erreichen. Das erstemal mißlingt es. Der kluge Menschenkenner, der Moraltheologe Kolbinnusbrud, schickt den Kandidaten nach Hause mit den Worten: „Ein außerordentlicher Drang nach dem Priestertum ist vorhanden, es steht das einzige Bedenken dagegen, Ihre sexuelle Veranlagung. Gehen Sie in die Welt zurück, versuchen Sie zu heiraten! Sollte es Ihnen nicht gelingen, so werden Sie entweder zu Grunde gehen, oder von neuem begnadet den Weg hierher wieder finden“. Nach diesem ersten Fiasko schrieb Graf Strachwiz seinen ersten Roman „Erfämpf“, in dem ein Lebemann sich dem Priestertum zuwendet. Die Veröffentlichung löste namentlich in schlesischen katholischen und evangelischen Adelskreisen seinerzeit einen Sturm der Entrüstung aus und war dem Grafen ein neues Hindernis auf dem Wege zum Priestertum. Schließlich hat er es erreicht. 1911 wurde der 32jährige in Trier von Bischof Korum geweiht. Hier schließt Strachwiz seine Biographie. Schade. Nach diesem Aufstakt hätte man gerne weiteres gehört, wie er als Priester war. Strachwiz erzählt gut und anschaulich. Ein lebendiges Bild der gräßlichen Familie Strachwiz mit ihren lunterbunten Charakteren und ihrer eigenartigen, in allen Ränken schillernden Einstellung zu Religion und Konfession erstreckt vor dem geistigen Auge. Ungewollt wird das Buch zu einer Art Familiengeschichte, die in vielerlei Hinsicht interessant ist. Strachwiz hat sein Buch Frau Gerhart Hauptmann gewidmet, von der er die Anregung empfing, es zu schreiben. Dr. R.

* **Dr. Th. Wolff: „Vom lachenden Denken“.** Ein Buch von Wundern und Problemen. (Verlag Scherl, Berlin SW. 68.) Mit den Anfängen des logischen Denkens erwachte auch im Menschen die Freude an verzwickten Problemen, an der Lösung von Rätseln und dem Aufstellen von Paradoxen. Im Laufe der Zeit brachte dieser spielerische Trieb im Wettbewerb der Denker eine Reihe von Problemen zu Tage, die zum Teil noch heute der Lösung harren. Dr. Th. Wolff hat aus dieser großen Zahl von ungelösten Fragen, von unmöglichen Dingen, die möglich wurden, besonders interessante Fälle, Anekdoten, Rätsel und ihre Lösungen zusammengestellt. Wie in seinem Buch „Der Wettlauf mit der Schildkröte“ hat er die schwere Aufgabe glücklich gelöst, diese kniffligen Dinge in verblüffend klarer, eindringlicher, oft humorvoller Weise so zu erklären, daß wir sie tatsächlich verstehen. Mathematische und physikalische Probleme, die von vielen seit der Schulzeit nur mit großem Unbehagen betrachtet werden und gelindes Alpträumen erzeugen, gewinnen

durch die Darstellung Dr. Wolffs mit einem Mal Zusammenhang mit dem Leben und der uns vertrauten Umgebung. Ein höchst amüsantes Buch, das uns in geistvoller Art an der Auseinandersetzung mit Menschheits-Problemen teilnehmen läßt.

* **Walter von Molo: „Ein Deutscher ohne Deutschland“.** (Verlag Paul Zsolnay, Wien IV.) Walter von Molo neuer Roman gestaltet das abenteuerliche und großartige Leben Friedrich List, des großen deutschen Nationalökonom, des Schöpfers des deutschen Eisenbahnnetzes, der die Macht der deutschen Industrie begründet und Deutschland durch den Zollverein geeinigt hat, des Mannes, der, befehdt von allen rüststrebenden Mächten, politischer Flüchtling und zuletzt politisches Opfer, immer ein Anwalt seines geliebten Volkes blieb und dessen Ideen heute lebendiger sind als je. In hundertfältig sich verzweigender reicher und spannender Handlung zieht dieses bedeutende Leben an uns vorüber. Gegen alle Kleingläubigkeit schuf List die Grundlage zu Deutschlands künftiger Größe, die er nicht mehr erleben sollte, weil er vor der Verwirklichung seiner Ideen zuletzt zum Märtyrer dieser Ideen wurde. Es ist ein erschütterndes Helden- und Prophetenschicksal, das hier zu einem Roman gestaltet wurde, das große Denkmals eines großen Deutschen.

* **Franz Arnau: „Stahl und Blut“, Roman.** (Merlin-Verlag, Baden-Baden.) Ein ungetrübter, nur von Menschlichkeit erfüllter Blick wagt das Leben der Arbeiter und das ihrer Brotherrn miteinander ab. Wir alle wissen: soziales Unrecht ist viel in der Welt. Arnau verkündet es nicht martialischerisch; er ist bestrebt, es am Ablauf von Schicksalen aufzuzeigen, die nicht erkügelte sind. Die Gestalt des Arbeiters Hammer ist mit warmer Eindringlichkeit aus den Heerscharen von vielen Hunderttausenden herausgemeißelt. Ehrlich, fast wortlos, aber von zäher Beharrlichkeit, ist seine Liebe. Dem Direktor Görwee aber sind die Menschen nur Bausteine innerhalb eines Wirtschaftsbetriebes. Die Gestalt des Direktors hat in ihrer Undifferenziertheit etwas Monumentales. Wie immer bei Arnau, verläuft auch hier die Handlung in steigender Spannung.

* **Jad London: „Kid u. Co.“.** Übersetzt von Erwin Nagaus. (Universitas, Deutsche Verlags-AG., Berlin W. 50.) Dieser neueste Jad-London-Band berichtet von weiteren lustig-ernsten Schicksalen von Alaska-Kid und seinem drolligen Gefährten Kurz. In diesem Buche verwertet Jad-London wieder die lustigsten Einfälle. Hier stehen aber auch die so innigen und schwermütigen Kapitel, wie „Das Wunder des Weibes“, die von kühnen und ergreifenden Abenteuern Alaska-Kids, von der übermenschlichen Aufopferung einer Indianerin, von Krankheit und Tod im Lande der Goldgräber erzählen. Wieder erleben wir weite Schlittenfahrten, Schneestürme, die Entdeckung neuer Goldfelder, lernen fremde Landschaften und das raue Lagerleben in der Schneewüste kennen. Joy Gastell, „das verdammte feine Mädel“, um das Kid ringt, spielt ihre Rolle zu Ende.

* **Allgemeiner Nassauischer Landeskatalender für das Jahr 1932.** (Verlag von Rudolf Bechtold u. Comp., Wiesbaden.) Der bekannte nassauische Heimatkatalender erscheint nun schon zum 128. Male. Wir können nicht alle Aufsätze hier namentlich aufführen, streuen uns aber, daß von dem langjährigen Herausgeber Wilhelm Wittgen nicht nur die Haupterzählung „Wie die Väter waren“, geschrieben ist, sondern daß er auch plaudert von der „Seyenmühle im Wispertal“ und sogar von dem „Kriegersriedhof in Nazareth“, den er auf einer Reise ins heilige Land besucht. Und dem nassauischen Dichter und Komponisten August Thomä widmet er einen ergreifenden Nachruf. Theodor Geisel erzählt spannend eine Begebenheit aus den Zeiten König Adolfs unter dem Titel „Gisela“. Der Katalender enthält ferner Beiträge von August Strauß, Ludwig Ries, Dr. Ludwig Roth, Herbert Müllenbach, Rudolf Dieck und Elisabeth Hummerich.

* **Humor aus der rheinischen Besatzungszeit 1918—1930.** Zusammenge stellt von R. und Josef Laßas, Trier. Mit Zeichnungen von der Arto-Trier. (Saarbrücker Drucker- und Verlags-AG., Saarbrücken.) Das Bild des heimischen Schicksals in den zwölf Besatzungsjahren wäre kein vollkommenes, wenn nicht auch des rheinischen Humors aus dieser Zeit gedacht würde. Er hat uns Rheinländer über viele schwere Stunden hinweggeholfen und uns das Ausharren auf den Tag der Befreiung leichter gemacht. Gerade der Humor aus dieser ersten Zeits zeigt uns, manchmal noch besser als Dokumente, die kleinliche Politik der Nadelstiche; er beweist aber auch, wie die Rheinländer den Kopf hochhielten und nicht klein zu kriegen waren, namentlich nicht in ihrer Treue zum Vaterland.